

Geologische Hintergründe zur Verortung Vorarlberger Wandersagen

J. Georg Friebe

Am 1. April 1979 ereignete sich ein normalerweise harmloser Vorfall: Nach einem Verkehrsunfall wurden Fahrer und Beifahrer in Höchst auf den Gendarmerieposten gebracht. Weil die Beamten noch mit anderen Erhebungen beschäftigt waren, sollten die beiden vorübergehend sicher verwahrt werden. Das Schicksal nahm seinen Lauf, und der Beifahrer landete im Gemeindegatter. 18 Tage später wurde er durch Zufall gefunden und gerettet. Soweit die (stark gekürzten) Fakten. Der Vorfall wurde damals weit über Vorarlberg hinaus bekannt.¹ Noch in den 1980er Jahren galt „18 Tage Höchst“ als Umschreibung für eine besonders drastische und maßlos überzogene Strafe. An den genauen Hergang aber erinnerte sich niemand mehr, und auch das Datum war selbstredend längst vergessen – gleich wie der Name des Opfers. Aber die Geschichte wurde weiter erzählt, nun ohne Datierung und Verortung. Irgendwer wurde irgendwann irgendwo sehr lange im Koffer vergessen, und das muss stimmen, denn der Nachbar hat es erzählt, und der wiederum hat es von der Cousine der Freundin seiner Großtante erfahren, und die kennt jemanden, der jemanden kennt ... Damit wurde der Vorfall zum Sagenmotiv. 1990 schließlich fand die Geschichte Eingang in eine Sammlung moderner Wandersagen („Urban Legends“).² Spinnen wir den Faden weiter: Im Stile der „Stillen Post“ wird Höchst zum Bodenseeufer, der Bodensee gehört zu Baden-Württemberg, also fand der Vorfall irgendwo in Baden statt, aber halt: in Baden-Baden oder in Baden bei Wien? Je größere Kreise ein Sagenmotiv zieht, umso mehr Möglichkeiten tun sich auf, die „absolut wahre“ Geschichte neu zu verorten. Doch die neue Lokalisierung erfolgt nicht willkürlich. Sie basiert nicht nur auf ähnlichen Ortsnamen, sondern greift oft alte Begebenheiten auf, die durch die kollektive Erinnerung am nun neuen Schauplatz geistern – freilich oftmals ebenso nebulos und entstellt wie das Sagenmotiv selbst.

Wenn wir in alten Sagenbüchern lesen, so merken wir, dass dieselben Motive über große Distanzen hinweg beinahe wortident erzählt worden sind. Riesen, die mutwillig Steine ins Tal werfen, Drachen, die Ortschaften bedrohen, die Bestrafung gotteslästernder Äpler und hartherziger Bauern – all das sind Motive, die mit erstaunlicher Beständigkeit wiederkehren. Bleibt auch das Motiv gleich, so findet sich in fast jeder neuen Variante ein Lokalbezug, und der kann auf wahren Begebenheiten und Umständen beruhen.

Die personifizierte Naturgewalt

Der unergründliche See ist eines dieser Motive. Ein solcher befand sich einst beim Vorsäß Sonderdach über Bezau. Viel mehr als ein Alptümpel wird es wohl nicht gewesen sein. Dennoch: Als einmal zwei Burschen die Tiefe des Sees ausloten wollten, tönte es aus dem Wasser: „Ergründst du mich, verschling ich dich“. Die beiden erinnerten sich an den Drachen, der in den unergründlichen Tiefen des Tümpels hausen

¹ | AZ vom 20. April 1979.

² | Brednich 1990.

sollte. Mit nur einem Schwanzschlag könnte er den See zum Überlaufen bringen, und Bezau würde durch die Fluten zerstört. Die Burschen ließen von ihrem Vorhaben ab. Fünf Jahre bevor Franz Josef Vonbun diese Sage erstmals veröffentlichte,³ unterstrich eine Katastrophe deren Wahrheitsgehalt: In der Nacht vom 6. auf den 7. Jänner 1884 lösten starke Regenfälle um 3 Uhr morgens unterhalb des Vorsäßes eine Mure aus. Die Bewohner von Oberbezau wurden im Schlaf überrascht. Sie mussten machtlos zusehen, wie nach und nach 13 Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch das Gemisch aus Wasser, Schlamm und Geröll zerstört wurden. Erst die Ableitung des Wassers durch Helfer aus den umliegenden Gemeinden konnte die Mure stoppen und die Gefahr für weitere bewohnte Objekte bannen. Allein die Gebäudeschäden wurden auf 35.000 Gulden geschätzt.⁴ Seit damals liegt der ehemalige Tümpel trocken, und wo früher der Drache hauste, grasen heute die Kühe. Die Gefahr aber ist geblieben: Am Rand der Verebnung am Sonderdach weisen Staffelbrüche auf die Instabilität des Untergrundes



Abb. 1: Staffelbrüche am Sonderdach ob Bezau zeugen von der Instabilität des Untergrundes.

hin. Einzelne Schollen sind mehrere Dezimeter abgesenkt. Am Hang darunter lösen Starkregen gelegentlich kleinere Rutschungen aus. Der „Balkon“ des Sonderdachs kann als Nackenstruktur einer größeren, nacheiszeitlichen Sackung mit Abrissnische unterhalb Baumgarten erklärt werden. Die jungen Massenbewegungen sind Sekundärereignisse innerhalb der Sackungsmasse.

Um die Wasserwege zwischen Sonderdach und dem Rutschgelände und gleichzeitig eine mögliche Gefährdung der Bezauer Trinkwasserquellen durch Fäkalkeime zu ermitteln, wurden im Jahr 2000 in zwei am Sonderdach versickernde Gerinne jeweils 0,5 Kilogramm Uranin eingespeist. Der Tracer erreichte die zeitweise

zur Trinkwasserversorgung genutzte Stuoquelle nach drei Tagen, und auch an Quellaustritten am steilen Hang unterhalb Sonderdach wurden hohe Uranin-Konzentrationen festgestellt.⁵ Der Drache hat seine Aktivitäten erweitert: Er bedroht Bezau nicht nur weiterhin durch Murgänge, sondern kontaminiert darüber hinaus das Trinkwasser mit Fäkalkeimen. Nur nüchterne Wissenschaftler behaupten, dass die mikrobielle Belastung durch die Beweidung verursacht wird.

Der bedrohliche Drache hat ein (zumindest für gottesfürchtige, mildtätige Menschen) sympathisches Gegenüber: Manchmal symbolisiert der Drache die strafende Gerechtigkeit Gottes. Wieder ist Bezau der Schauplatz. Wer mit der Seilbahn zum Sonderdach hinauffährt, sieht knapp nach der Talstation talauswärts einen markanten Hügel, den Jolerbühel. Dort stand einst der Hof eines reichen, aber hartherzigen Bauern. Einem unbekanntem Bettler, der um ein Almosen bat, wies er die Tür. Der Bettler schwor Rache. Es folgte ein Unwetter, und aus dem Grebentobel wälzte sich



Abb. 2: Unter dem Jolerbühel in Bezau soll das Haus eines hartherzigen Bauern begraben sein.

eine Mure Richtung Ort. Mitten im Murstrom kam der Bettler zurück, und mit ihm ein großer Drache. Mit seinem Schwanz stieß das Untier Gestein und Schlamm gegen das Haus des Bauern, bis dieses unter einem Hügel begraben war. Danach zogen die beiden durch das Dorf und verschwanden in Richtung Andelsbuch.⁶ Murschutt freilich wird man am Jolerbühel vergeblich suchen. Der Hügel ist ein Erosionsrest aus Mergeln der Amden-Formation (obere Kreide). Während der Grebenbach heute südlich des Hügel fließt, wird er zeitweise auch dessen Nordseite erodiert haben. Die noch gut erkennbaren Prallhänge können mit etwas Fantasie als Abdrücke des Drachenschwanzes interpretiert werden.

⁵ | Goldscheider et al. 2002.

⁶ | Vonbun 1889.

³ | Vonbun 1889.

⁴ | Schäffler 1984.



Abb. 3: Auch wenn sich stellenweise Pflanzen etablieren können: Die Karsthochfläche des Gottesackers ist geprägt von zerklüftetem, scharfkantigem Kalkstein.

Unwirtliche Landschaften waren einst fruchtbar

„Die Hartherzigen mögen verflucht sein“ – heute unwirtliche Landstriche, die kaum Platz für vordergründig sichtbares Leben lassen, wurden einst ebenfalls durch die strafende Gerechtigkeit Gottes erklärt. Aber realiter ist natürlich alles ganz anders:

Die karge Karstlandschaft im Ifengebiet zwischen Kleinwalsertal, Bregenzerwald und Allgäu wird zurecht Gottesacker genannt. Wie auch viele andere markante Berge im Nordteil Vorarlbergs hat der Wechsel zwischen harten und weichen Gesteinen diesen Gebirgsstock geprägt. Kompakter Kalkstein der Schrattekalk-Formation liegt über weichen, mergeligen Schichten der Drusberg-Subformation. Beide wurden in der Unterkreide vor etwa 128 bis 123 Millionen Jahren am damaligen Südrand Europas abgelagert.⁷ Über weite Bereiche war das Wasser nur wenige Meter tief – dies war der Ablagerungsraum des Schrattekalks. Während der Hauptanteil dieses Gesteins aus Kalkschlamm und Kalksandrippen entstanden ist, finden sich im Ifengebiet und im Allgäu auch riffartige Bildungen. Riffe im geologischen Sinn sind starre Strukturen, die von Lebewesen gebaut wurden und die über ihre Umgebung emporragen. In dem von mobilem Sand und Schlamm geprägten Ablagerungsraum des Schrattekalks sorgten Muschelbänke für einen stabilen Untergrund. Auf ihnen siedelten die eigentlichen Riffbildner: Korallen, Stromatoporen (eine in der Kreidezeit ausgestorbene Gruppe von Nesseltieren) und Schwämme. Massive, kugelig-knollige und lagige Wuchsformen deuten auf hohe Wellenenergie in sehr flachem Wasser hin. Die einzelnen Riffkörper waren durch schlammige Lagunen voneinander getrennt.⁸ Gegen Süden schloss sich ein Abhang an, der zu größeren Wassertiefen überleitete. Nur feiner Kalkschlamm wurde von den Wellen in diesen Ablagerungsraum gespült. Gemeinsam mit Tonmineralen bildete er die Mergel der Drusbergschichten. Selten unterbrechen härtere Schichten diese recht eintönige Abfolge: Orkane hatten den Sand des Flachwassers aufgewühlt und als Schuttströme in tiefere Meeresbereiche verfrachtet. Im Laufe der Zeit wuchs die Flachwasserplattform auf ihrem eigenen Schutt immer weiter gegen Süden. Heute liegt harter, massiger Schrattekalk über den weichen, mergeligen und wasserstauenden Wechselfolgen der Drusbergschichten. Während der Entstehung der Alpen wurden diese Gesteine in Falten gelegt. Eine mächtige Schrattekalk-Platte bildet das Plateau des Gottesackers. Gegen das Schwarzwassertal steigt der Kalk in Falten ab, um schließlich unter Talniveau zu verschwinden. Kaum ein Grashalm wächst auf dem Kalkgestein. Dies mit gutem Grund, erfolgt doch der Abfluss der Regenwässer unterirdisch in einem Höhlensystem.⁹ Im Volk wurde die Entstehung der kahlen Felsen freilich anders gedeutet: An der Stelle der heutigen Steinwüste befand sich einst eine schöne, sonnige Alpe mit üppigen Weiden. Doch der reiche Ertrag an Käse und Butter hatte die Älpler hartherzig gemacht. Als ein alter, armer Mann sie um etwas Schmalz bat, füllte der Senn dessen Gefäß mit

Mist und bedeckte diesen zur Tarnung mit einer dünnen Schicht Butter. Die Rache des vermeintlichen Bettlers war fürchterlich: Kaum hatte dieser die Alpe verlassen, so versank die Hütte mit Mensch und Vieh, und die fruchtbare Alpe verwandelte sich in eine wüste Einöde.¹⁰

Dasselbe Sagenmotiv finden wir etwas abgewandelt an der gegenüberliegenden Grenze Vorarlbergs auf der Schesaplana. Wo noch vor wenigen Jahrzehnten



Abb. 4: Die Sage erklärt den Brandner Ferner als Strafe für eine sündhafte Alpe – ob der Gletscherschwund ihre Reste freilegt?

die Eismassen des Brandner Ferners jegliches Pflanzenwachstum verhinderten, soll einst ebenfalls eine prächtige Alpe gestanden haben. Auch hier hat ein unbekannter Bettler um Almosen gebeten, auch hier füllte man sein Gefäß mit Kuhfladen. Als Gegenpart zu den hartherzigen Älplern aber hauste abseits ein alter Senn mit seiner Frau. Sie bewirteten den Bettler, wuschen sein Kübelchen aus und füllten es mit Schmalz. Zum Dank wurden sie vom Bettler gewarnt – sie sollten fliehen, solange dafür noch Zeit blieb, denn „verflucht wird die Alpe sein auf ewige Zeiten. Kein Würzlein wird mehr treiben am Stofel, kein Plätzlein mehr grünen auf ewig“ (Dieses Nebenmotiv findet sich auch am Gottesacker in einer anderen Version der Sage). Bald danach hörte man in einer besonders dunklen Nacht im Tal von der Schesaplana her ein bedrohliches Tosen. Am nächsten Morgen zeigte sich die Alpe von Schnee bedeckt.¹¹ Aus dem Schnee wurde Eis, und das Eis sollte lange bleiben.

⁷ | Bollinger 1988; Föllmi et al. 2007.

⁸ | Scholz 1984.

⁹ | Goldscheider 2005.

¹⁰ | Reiser 1895, nachgedruckt in Willand 1994.

¹¹ | Vonbun 1889.

Während die Wandersagen heute als eher junge Erscheinung angesehen werden, war es Anfang des 20. Jahrhunderts Mode, deren Motive als Reminiszenzen an vorge-schichtliche Ereignisse und Umweltbedingungen zu interpretieren, die aus einem „kollektiven Gedächtnis“ abgerufen wurden. In diesem Sinne sind die Bemühungen des Botanikers Helmut Gams zu verstehen, eine Beziehung zwischen paläoklimati-schen Befunden aus Mooren des Alpenvorlandes im Bregenzerwald und der Verglet-scherungssage der Schesaplana herzustellen.¹² Die Moore um Langen bei Bregenz zeigen zwei markante Austrocknungsphasen, während deren sie von wärmeliebenden Eichen und Linden überwachsen wurden. Später stieg der Grundwasserspiegel wieder, die Moore kamen zurück. Gams korrelierte nun diese Unregelmäßigkeiten in der Moorentwicklung mit archäologischen Befunden am Bodensee. Torfschichten, die beim Bau des Fußacher Rheindurchstichs gefunden wurden, konnten nur zu einer Zeit abgelagert worden sein, als der Wasserspiegel des Bodensees tiefer lag als heute. Lanzenspitzen und Schwertklingen datieren diese Ablagerungen in die Bronzezeit bis ältere Hallstattzeit. Dies entspricht auch dem Alter der Pfahlbauten am Bodensee. Diese Siedlungsreste der Bronzezeit liegen heute stellenweise vier bis fünf Meter unter Wasser, während die älteren Bauten der Jungsteinzeit nahe am heutigen Ufer zu finden sind. Inkohlte Pflanzenreste deuten ebenfalls darauf hin, dass das bronze-zeitliche Klima trockener und wärmer war als das gegenwärtige. Während jener Zeit also war es möglich gewesen, dass Menschen in Regionen vordrangen, die einige Jahr-hunderte später wieder unwirtlich und kalt und damit wenig einladend waren. Die Blütezeit des vorgeschichtlichen hochalpinen Salz- und Kupferbergbaues fällt in dieses Klimaoptimum. Doch schon in der Hallstattzeit änderten sich die Bedingungen. Der Seespiegel lag bald einige Meter über seinem heutigen Niveau. Mit dieser Klimaver-schlechterung gingen massive Vorstöße der Gletscher einher. Erst zur Römerzeit wur-den wieder Bedingungen erreicht, die unserem heutigen Klima ähnelten.¹³ Für die Schesaplana geben Funde aus der Umgebung weitere Hinweise. Zwischen 1955 und 1958 entstand mit dem Bau einer Schwerkraftmauer der heutige Lünensee. Damals wurde der natürliche Alpensee abgesenkt, sein Seegrund ausgebaggert. Dabei fand man Holzreste und Hirschgeweihe, nach anderen Quellen auch Schädel von Urrind und Pferd.¹⁴ Eines von insgesamt drei Geweihen wurde mit 4910 ± 200 J. v. Chr. ¹⁴C-da-tiert.¹⁵ Das Klima dieser Zeit war warm und feucht. Etwas weiter im Osten wurden beim Bau des Stollens Salonien-Ost wärmezeitliche Hölzer innerhalb einer Bergsturz-masse angetroffen. Zwei ¹⁴C-Datierungen ergaben 5860 ± 150 und 5500 ± 140 J. v. H.¹⁶

Auch wenn archäologische, zoologische und botanische Funde eine nach-eiszeitliche Wärmeperiode beweisen, bleibt die Frage bestehen, ob unsere Sagen wirk-lich eine kollektive Erinnerung an dieses längst vergangene Zeitalter widerspiegeln. Bereits Gams ließ die Möglichkeit offen, dass zumindest einige Vergletscherungssagen auf Gletschervorstöße in geschichtlicher Zeit zurückzuführen sind.¹⁷ Der Zeitraum

zwischen 950 und 1250 wird gerne als „Mittelalterliche Warmzeit“ bezeichnet. Danach folgte eine Klimaverschlechterung, die ab Mitte des 15. Jahrhunderts zur „Kleinen Eis-zeit“ führte. Deren Auswirkungen variierten zeitlich und örtlich stark.¹⁸ Speziell für den Zeitraum zwischen 1570 und 1630 sind kalte und nasse Sommer mit Neuschnee-fällen bis unter 1000 Meter Seehöhe nachgewiesen. In die „Kleine Eiszeit“ fallen die beiden stärksten Gletschervorstöße seit Ende der Würm-Kaltzeit. Mitte des 17. Jahr-hunderts sowie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drangen die alpinen Glet-scher vor und bedrohten Gehöfte und Dörfer. Alpen, Bergwerksstollen und Passübergänge wurden unter dem Eise begraben. Das kalte Klima führte zu Miss-ernten, Hungersnöten und Krankheiten. Der letzte Gletscherhöchststand war 1850 er-reicht. Seit damals ziehen sich die Eismassen zurück. Viel wahrscheinlicher als eine kollektive Erinnerung an ein weit zurückliegendes „Goldenes Zeitalter“ bildeten diese Gletschervorstöße mit ihren klimatischen Ursachen und Begleiterscheinungen den unmittelbaren Anlass für die Lokalisierung der Vereisungssagen im Alpenraum.

Mutwille und Übermut

Wurden in den bisherigen Beispielen die Helfer (oder vielleicht gar Inkarnationen) Gottes zum Auslöser von Katastrophen, so finden sich in anderen Sagen Gestalten des „Heidentums“. Mutwille und Übermut sind deren Motivation für Untaten, welche die Menschen bedrohen: Aus Dornbirn wird erzählt, dass einst auf der Staufenalpe zwei Familien von Riesen hausten. Auf der Alpe Schuttannen unterhielten sie einen Fisch-weiher. Doch bald war dieser leer gefischt. Weil er nun seinen Nutzen verloren hatte, ließen die Riesen das Wasser über den Felsen hinabrinnen und traten danach aus Übermut Gestein ins Tal.¹⁹ In einer anderen Version fehlen die Riesen – im Gegenzug zu den Fischen, die nach dem Felssturz versteinert „in der ganzen Gegend“ (gemeint ist wohl der ehemalige, fischreiche See) herumlagen. In einer dritten Variante schlug die Felssturzmasse ein großes Loch in den Talboden, das sich rasch mit kristallklarem Wasser füllte. So fand der fischreiche Weiher seinen Weg vom Berg ins Tal.²⁰ Was die Sage entstellt wiedergibt, basiert auf realen Felsstürzen – die freilich ebenso Rätsel aufgaben. Für jene Zeit ungewöhnlich, haben diese Ereignisse aus dem Frühjahr 1760 nur spärliche Spuren in den Archiven hinterlassen. Lange Zeit bildete ein Artikel im „Katholischen Volkskalender“ des Jahres 1894 die einzige Quelle, die immer wieder – auch in Sagensammlungen²¹ – zitiert wurde. Dieser wiederum berief sich auf einen mysteriösen „Schweizer Kalender“, der freilich verschollen blieb. Der Originalbericht aber war schon wenige Wochen nach dem letzten Ereignis im Juni 1760 in der Zeit-schrift „Neues gemeinnütziges Magazin für die Freunde der nützlichen und schönen Wissenschaften und Künste“ in Hamburg veröffentlicht worden.²² Bereits im „Katho-lischen Volkskalender“ wurde dieser Bericht verändert und ausgeschmückt wieder-

¹² | Gams 1923.

¹³ | Gams 1923; Hantke 1980.

¹⁴ | Gams 1929; Smit Sibinga 1960.

¹⁵ | Hantke 1980.

¹⁶ | Hantke 1980 – v. H. = vor heute; „heute“ = 1950.

¹⁷ | Gams 1923.

¹⁸ | Diskussion z. B. in Matthews/Briffa 2005.

¹⁹ | Mathis 1994.

²⁰ | Weinzierl 1968.

²¹ | Beitzl 1953.

²² | Tschakner 2014.

gegeben. Ein erster Felssturz soll sich im Jahr 1654 ereignet haben. Ihm wird die Bildung eines Weiheres an der Einschlagstelle zugeschrieben. Im Februar 1760 stürzten weit größere Mengen an Fels vermisch mit Erdreich und Bäumen ins Tal. Im „Volkskalender“ wurde dieses Ereignis stark übertrieben dargestellt: Ein „ungeheurer Fels“ versank so rasch im „unergründlichen Weiher“, dass dieser täglich „um etwa zwölf Fuß“ tiefer geworden sei. Aus dem Geprassel der Steine wurde ein „entsetzliches Krachen und Getöse“, und die Staubwolke soll „ganz dick und dunkel“ gewesen sein. Eine weitere spätere Zutat war, dass die herabfallenden Steine auch „weit über die Landstraße, welche von Bregenz nach Feldkirch führt, hinausgeschleudert worden“ seien.²³ In der Nacht auf den 15. März 1760 ging schließlich ein weiterer Felssturz nieder, dem im Originalbericht das Streufeld der Felssturzböcke zugeschrieben wird.

Kehren wir also zurück zum System „Schrattenskalk über Drusbergsschichten“, oder vereinfacht: „Hart auf Weich“. Harter Kalk über weichen, wasserstauenden und damit rutschigen Mergeln mahnt in der Ingenieurgeologie zur Vorsicht: Der Mergel enthält nicht selten quellfähige Tonminerale, die Wasser in ihr Kristallgitter aufnehmen können. Die innere Kristallstruktur wird dadurch geschwächt, und die ohnehin schon leicht blättrig spaltbaren Kristalle werden noch anfälliger für mechanische Deformation. Schichten mit quellfähigen Tonmineralen fungieren als bevorzugte Gleithorizonte. Widrige Lagerungsbedingungen helfen mit, dass gelegentlich die Schwerkraft die rückhaltenden Kräfte übersteigt und Gesteinsmassen ins Tal donnern lässt. Genau dies ist am „Satz“ unter dem Breitenberg passiert: Die Schichtung der Drusberg-Subformation ist leicht zur Talebene hin geneigt, und die mergeligen Lagen wirken als Wasserstauer. Als Folge der Verfaltung im Zuge der Gebirgsbildung ist der Schrattekalk von talparallelen Klüftflächen durchzogen. Solch ein Bruchsystem bildete die Abrissfläche, und die Drusberg-Mergel fungierten als Gleitschicht.²⁴ Hinzu trat einsickerndes Schmelzwasser in Kombination mit Frostsprengung. Dass die herabstürzenden Felsmassen einen Grundbruch verursachten, steht zweifelsfrei fest. Die Gesteinsmassen des ältesten Felssturzes waren auf den Seeton des „Urboden-sees“ gestürzt, der dieser plötzlichen Belastung nicht standhielt. Die Felsblöcke versanken im Untergrund, wodurch sich der Weiher bildete. Als Folge des ersten Ereignisses von 1654 fehlte nun das Widerlager, und die Hauptmasse des instabilen Gesteins geriet in Bewegung. Durch die langsam kriechende Kipprotation wurde auch der seitliche Gesteinsverband durchgerissen. Schließlich stürzte 1760 die Hauptmasse mit einer Kubatur von etwa 250.000 Kubikmetern nieder. Der Weiher wurde durch den Schutt aufgefüllt, und es bildeten sich markante Druckwälle. Einen Monat später folgte der Nachsturz aufgelockerter Felsmassen mit einem Volumen von etwa 100.000 Kubikmetern. Das Streufeld der Felsstürze erstreckte sich bis zur Siedlung Bremen-mahd. Dass die Blöcke auf dem weichen Untergrund so weit in die Talebene hinaus rollen konnten, wird durch die Jahreszeit erklärbar: Der Boden war noch gefroren.

²³ | Nach Tschaikner 2014.

²⁴ | Im Folgenden nach Bertle 2002.



Abb. 5: Drainagearbeiten in Dornbirn-Bremenmahd zwischen den Straßen In Steinen und Im Äuele brachten 1998 Gesteinsblöcke aus dem Streufeld der Felsstürze von 1760 zutage.

Heute ist der Weiher längst verschwunden. Die Druckwälle waren noch lange sichtbar, sind aber in den letzten Jahren zum großen Teil „Geländekorrekturen“ zum Opfer gefallen.

Heilige beten zum Steinerweichen

Nicht nur katastrophale Ereignisse, auch seltsam geformte Steine fanden Eingang in Vorarlbergs Sagenwelt. Im Ortszentrum von Rankweil ragt der Liebfrauenberg mit seiner Wallfahrtskirche als Inselberg etwa 40 Meter aus der nacheiszeitlichen Talfüllung. Vom Kirchenvorplatz führt eine Treppe in einen Vorhof, der heute einen kleinen Friedhof beherbergt. Dem Tor gegenüber finden sich im Arkadengang zwei Bildtafeln mit den Legenden der Heiligen Fridolin und Eusebius. Rechts gelangt man zum Aufgang in die Kirche. Steigt man aber links zum Wehrgang empor, erreicht man nach wenigen Stufen die Fridolinkapelle. Sie beherbergt den roten Fridolinstein, der bei Wallfahrern mit Fuß- und Armleiden besondere Verehrung genießt. Der Heilige Fridolin war ein irischer Mönch, der in Süddeutschland und Graubünden das Christentum predigte. In Glarus bekehrte er – nebst vielen anderen – die Brüder Ursus und Landolf. Ursus vermachte seine Reichtümer dem von Fridolin gegründeten Kloster Seckingen. Doch nach seinem Tod beanspruchte sein geiziger Bruder Landolf Geld

und Land. Fridolin wandte sich an das Gericht zu Rankweil. Doch die Richter waren von Landolf bestochen und verlangten einen unwiderlegbaren Beweis. Fridolin war verzweifelt. Am Höhenrücken von Hochgastra über Rankweil kniete er im Gebet auf einem Stein nieder. Da riet ihm eine Stimme, den toten Ursus als Zeugen zu bringen. Der Stein aber wurde weich wie Wachs, sodass Knie und Arme Fridolins tief einsanken. Später nahm der Stein zwar seine natürliche Härte wieder an, bewahrte aber die Spuren der eingesunkenen Gliedmaßen. Fridolin konnte tatsächlich die Leiche des Ursus, von übernatürlicher Hand beseelt, zur Zeugenaussage von Glarus nach Rankweil geleiten. Als Zeugnis des Wunders wurde der Stein am Ende des 17. Jahrhunderts in die Kapelle übertragen.²⁵

Bereits die Beschreibung der Spuren lässt an einen Kalkstein denken, der durch chemische Karstverwitterung geformt worden war. Häufig findet man in Kalkgebieten nach Entfernen der Bodenschichten Gesteinsblöcke, die ihre Gestalt den Humussäuren verdanken. Saures Wasser sickert in Risse ein und löst dort den Kalk. Rinnen entstehen. Wurzeln können eindringen und fördern die Verwitterung. Ein Quarzgestein könnte niemals solche Spuren zeigen – es sei denn, es würde künstlich bearbeitet. Der erste Gedanke gilt daher dem Schrattenkalk, der auch den Höhenrücken Hochgastra aufbaut. Doch eines irritiert: Der Fridolinstein ist eindeutig rötlich gefärbt. Der Schrattenkalk hingegen ist grau und weist niemals rote Farbtöne auf. Entgegen den ersten Vermutungen ist der Fridolinstein ein Findling, ein erratischer Block, der in der letzten Eiszeit vom Illgletscher bis Rankweil transportiert worden war und nach Abschmelzen des Eises dort liegen blieb. Die rote Färbung verweist auf seine Herkunft: Es handelt sich um „Bunten Liaskalk“ aus den Nördlichen Kalkalpen des Lechquellengebietes. Dieser Kalkstein entstand vor ca. 187 bis 203 Millionen Jahren im Flachmeer über der Adriatischen = Apulischen Platte, einem ehemaligen Mikrokontinent zwischen Afrika und Europa, der heute in den Alpenkörper eingebaut ist. Obwohl das Gestein auf den ersten Blick fast keine Versteinerungen zeigt, ist es sehr fossilreich. Vergleichbare Ablagerungen führen beträchtliche Mengen von Einzellern (Foraminiferen), Muschelkrebsen, Schwammnadeln, Seelilienresten und nicht näher bestimmbar Schalenschutt. Mit freiem Auge können wir im Fridolinstein selten Stielglieder von Seelilien entdecken. Auffallender sind unregelmäßige rundliche Strukturen von bis zu 1 Zentimeter Größe: Dunkle Ringe umschließen einen Bereich, der dem umgebenden Material entspricht. Diese Gebilde deuten auf eine frühe Aufarbeitung des Gesteines hin. Der Kalkschlamm wurde rasch, aber nur unvollständig zementiert. Dadurch entstanden kleine Kalkknöllchen, die bei einer Zunahme der Meeresströmung aus dem umgebenden, unverfestigten Schlamm freigelegt wurden. Anschließend wurden sie von Eisen- und Mangan-Oxiden umkrustet und später wieder in Kalkschlamm eingebettet.²⁶

²⁵ | Nach der Legendentafel im Arkadengang der Basilika Rankweil.

²⁶ | Vgl. Böhm 1992.

Kehren wir zum Abschluss nochmals zurück zum Schrattenkalk: Ein weiterer Stein, der die Spuren eines Heiligen trägt, befindet sich an der Kirche St. Arbogast zwischen Götzis und Klaus. Er wurde im 17. Jahrhundert in das Mauerwerk einer an der Südseite angebauten Kapelle eingefügt. Auch dieser Stein zeigt natürliche Erosionsrinnen, die dem auf dem Stein kniend betenden Heiligen zugeschrieben werden. Arbogast, der spätere Bischof von Straßburg, soll – so will es die Legende – dort in einer Klausur als Einsiedler gelebt haben.²⁷

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, 2: J. Georg Friebe

Abb. 3: Nico Goldscheider

Abb. 4: A.K. Gnädinger, Bludenz – coll. inatura

Abb. 5: RFASE/Leo de Graaff

Literaturverzeichnis

AZ [Arbeiter-Zeitung] vom 20. April 1979 = Ruth Linhart/Helmut Dite/Walter Peter, „... ein Wunder, daß er überhaupt noch lebt!“, in: AZ, Freitag, 20. April 1979: Chronik, S. 9.

Beitl 1953 = Richard Beitl 1953, Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg, 464 S., Feldkirch (Montfort-Verlag). Nachdruck Bregenz (Franz-Michael-Felder-Verein) 1982.

Bertle 2002 = Heiner Bertle 2002, Geologie des Felssturzgefahrenbereichs am Breitenberg in Dornbirn/Vorarlberg, in: Zeitschrift für Wildbach-, Erosions- und Steinschlagschutz 148 (= Sonderheft 2002 Vorarlberg): 63–76.

Böhm 1992 = Florian Böhm 1992, Mikrofazies und Ablagerungsmilieu des Lias und Dogger der Nordöstlichen Kalkalpen, in: Erlanger geologische Abhandlungen 121: 57–217.

Bollinger 1988 = Daniel Bollinger 1988, Die Entwicklung des distalen osthelvetischen Schelfs im Barremian und Früh-Aptian. Drusberg-, Mittagspitz- und Schrattenkalk-Fm. im Vorarlberg und Allgäu, in: Mitteilungen aus dem Geologischen Institut der Eidg. Technischen Hochschule und der Universität Zürich, NF 259a: 159 S.

Brednich 1990 = Rolf Wilhelm Brednich 1990, Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute, Beck'sche Reihe 403: 156 S. (S. 65–66), München (Beck).

Föllmi et al. 2007 = Karl B. Föllmi/Stéphane Bodin/Alexis Godet/Pascal Linder/Bas van de Schootbrugge 2007, Unlocking paleo-environmental information from Early Cretaceous shelf sediments in the Helvetic Alps: stratigraphy is the key!, in: Swiss Journal of Geosciences 100 (3): 349–369. [doi: 10.1007/s00015-007-1236-y]

Gams 1923 = Helmut Gams 1923, Die Schesaplana und die Moore von Langen, in: Heimat. Volkstümliche Beiträge zur Kultur und Naturkunde Vorarlbergs 4: 64–68.

Gams 1929 = Helmut Gams 1929, Die postarktische Geschichte des Lüner Sees im Rätikon, in: Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt 79: 531–570.

Goldscheider 2005 = Nico Goldscheider 2005, Fold structure and underground drainage pattern in the alpine karst system Hochifen-Gottesacker, in: Eclogae Geologicae Helvetiae 98: 1–17. [doi: 10.1007/s00015-005-1143-z]

²⁷ | Vonbank 1951.

Goldscheider et al. 2002 = Nico Goldscheider/Christoph Neukum/Heike Werz 2002, Hydrogeologie und Trinkwasserschutz im alpinen Karstsystem der Winterstaude (Marktgemeinde Bezau, Bregenzerwald, Vorarlberg, Österreich), in: Vorarlberger Naturschau – forschen und entdecken 11: 9–58.

Hantke 1980 = René Hantke 1980, Eiszeitalter. Die jüngste Erdgeschichte der Schweiz und ihrer Nachbargebiete, Bd. 2: Letzte Warmzeiten, Würm-Eiszeit, Eisabbau und Nacheiszeit der Alpen-Nordseite vom Rhein- zum Rhone-System, 703 S., Thun (Ott).

Mathis 1994 = Ewald Mathis 1994, Sagen aus Dornbirn. Teil 2, 80 S., Dornbirn (Vorarlberger Verlagsanstalt).

Matthews/Briffa 2005 = John A. Matthews/Keith R. Briffa 2005, The 'Little Ice Age': re-evaluation of an evolving concept, in: Geografiska Annaler 87 A (1): 17–36. [doi:10.1111/j.0435-3676.2005.00242.x]

Reiser 1895 = Karl August Reiser 1895, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, 2 Bände, Kempten.

Schäffler 1984 = Erich Schäffler, Vor 100 Jahren erlebte Bezau eine Schreckensnacht, in: Vorarlberger Nachrichten, Samstag, 7 Jänner 1984.

Scholz 1984: = Herbert Scholz 1984, Bioherme und Biostrome im Allgäuer Schrattenkalk (Helvetikum, Unterkreide), in: Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt 127/3: 471–499, Wien.

Smit Sibinga 1960 = Gerard Leonard Smit Sibinga 1960, Ein Profil am Boden des abgesenkten Lünarsees, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59: 173–176.

Tschaikner 2014 = Manfred Tschaikner 2014, Der Originalbericht über die Felsstürze am Breitenberg bei Dornbirn im Frühjahr 1760, in: Montfort. Zeitschrift für Geschichte Vorarlbergs 1/2014: 119–125.

Vonbank 1951 = Elmar Vonbank 1951, Steinmale in Vorarlberg und ihre Bedeutung im Volksglauben, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1950/51: 31–36.

Vonbun 1889 = Franz J. Vonbun 1889, Die Sagen Vorarlbergs. Mit Beiträgen aus Liechtenstein. Auf Grund der Ausgabe von Hermann Sander (1889) neu bearb. u. hrsg. von Richard Beitzl, 308 S., Feldkirch (Montfort-Verlag) 1950. Nachdruck Bregenz (Franz-Michael-Felder-Verein) 1980.

Weinzierl 1968 = Walter Weinzierl 1968, Sagen aus Dornbirn, 96 S., Dornbirn (Vorarlberger Verlagsanstalt).

Willand 1994 = Detlef Willand 1994, Seltsames und Unheimliches. Die Sagen des Kleinen Walsertales, 75 S., Bietigheim (Verlag Im Unteren Tor).

Museums Verein Vorarlberger Landesmuseumsverein // 2021 Jahrbuch

ISBN 3-901803-21-1



Museums
Verein
Jahrbuch

2021

2021

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins](#)

Jahr/Year: 2021

Band/Volume: [2021](#)

Autor(en)/Author(s): Friebe J. Georg

Artikel/Article: [Geologische Hintergründe zur Verortung Vorarlberger Wandersagen 154-168](#)